

Was uns zu Menschen macht

Liebe Diplomandinnen und Diplomanden,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich gratuliere allen sehr herzlich, die hier drin an diesem späten Nachmittag ihr Lehrdiplom bekommen, ich gratuliere den Dozierenden der Pädagogischen Hochschule, die dazu beigetragen haben, dass Sie Ihr Ziel erreichen konnten, und natürlich Ihren Familien, die Sie bis heute unterstützt und Ihnen diese Ausbildung ermöglicht haben.

Vor einem halben Jahrhundert, 1964, als knapp Zwanzigjähriger, wurde ich selbst als Primarlehrer frisch diplomiert und hörte unwillig der Festrede eines aus meiner Sicht alten Mannes zu (er war wohl kaum älter als fünfzig). Feierlich ermahnte er uns, die Werte eines freiheitlichen Landes zu verteidigen und weiterzugeben, unsere Schüler zu guten Staatsbürgern zu formen. Was er mit Pathos in den Saal rief, befremdete mich, ich war im Aufbruch, stellte vieles in Frage. Der Redner war sich seiner Haltung sicher, wir sollten wissen, was für eine Haltung wir im Kalten Krieg zu vertreten hatten, die des freiheitlichen Westens gegenüber dem kommunistischen Osten. Mich in den Redner hineinzusetzen, gelang mir nicht, wie offensichtlich auch er uns nicht bei unseren Erfahrungen abholen konnte.

Wie ist es wohl heute für Sie? Können Sie sich vorstellen, in fünfzig Jahren auf einem Podest zu stehen und zu einem Publikum von jungen Leuten zu sprechen? Wohl kaum. Das ist unglaublich weit von Ihnen entfernt. Und wie ist es umgekehrt für mich? Auch schwierig, obwohl im Rückblick diese fünfzig Jahre erstaunlich rasch vergangen sind. Bin ich imstande, Ihre Lebensumstände, Ihr Lebensgefühl, Ihre Ziele, Ihre Sehnsüchte zu erfassen, zu verstehen? Sie sind nun Lehrer, Lehrerinnen. Sich in andere einfühlen, in Kinder, in ihre Eltern, das gehört zu Ihrem Beruf. Wie schaffen Sie das? Zu meinem heutigen Beruf gehört es, als Romanautor glaubwürdige Figuren zu entwickeln, sie innerlich – und später auch für meine Leser(innen) – lebendig werden zu lassen. Darin sind die Berufe des Lehrers und des Schriftstellers miteinander verwandt, für beide ist Einfühlungsvermögen grundlegend.

Wundern Sie sich also nicht, wenn in meiner Rede genau diese Fähigkeit, die Empathie, ins Zentrum stelle. Sie sei, sagt der bedeutende Anthropologe Michael Tomasello, im Menschen angelegt. Einfühlungsvermögen unterscheidet ihn wesentlich vom Tier. Den Beweis dafür versucht Tomasello mit seinen Forschungen im Leipziger Primaten- Forschungszentrum zu liefern. Er zeigt in seinen Versuchen, dass Kleinkinder anders handeln als Schimpansen. Sie teilen z. B. von sich aus eine Süßigkeit mit jemand anderem, dessen verlangende Mimik sie offenbar deuten können. Schimpansen tun das nicht. Schon Krabbelkinder heben einen Gegenstand auf, den der Versuchsleiter in ihrer Nähe fallen lässt, und geben ihn diesem freudestrahlend zurück. Ein solches Verhalten ist, wie Tomasello ausführt, allerdings auf eine bestimmte Gruppengröße beschränkt. Wenn die Gruppe zu gross, die Mimik nicht mehr

lesbar ist, beginnt, gerade was die Nahrung betrifft, die Angst vor Verlust; Verteidigungsreflexe dominieren. Anders gesagt: Empathie kann bereichern, Kontakte, gegenseitige Hilfe, gegenseitiges Vertrauen und Zuneigung ermöglichen, sie kann auch, sobald die Zielgruppe zu gross ist, überfordern und zu strenger Abgrenzung führen. Eine Schulklasse hat gerade noch die angemessene Grösse, um Empathie einzuüben. Es ist uns indessen auch möglich, sich weiter entfernte und fremde Lebens- und Verhaltensweisen vorzustellen und die Gründe dafür zu verstehen. Dazu braucht es soziale Phantasie und den Willen, sich dem Anderen innerlich zu nähern.

Das habe ich, als junger Lehrer auf dem Land, nicht gewusst. Ein zehnjähriger Junge forderte mich vom ersten Tag an heraus. Er benahm sich widerborstig, frech, vergass dauernd seine Hausaufgaben, er war unreinlich, verschloss sich meinen Anweisungen, wurde von den anderen gemieden. Ich interpretierte sein Verhalten als kränkende Totalverweigerung mir gegenüber. Meine Appelle nützten nichts, der Vater, ein Alkoholiker, schrie mich an, als ich ihn auf den Sohn ansprach, die verhärmte Mutter machte einen hilflosen Eindruck. Sie werde vom Mann geschlagen, wurde mir zugetragen, ebenso wie der Sohn und die vier anderen Kinder. Erst viel später wurde mir klar, in was für einer inneren Einsamkeit dieser Junge aufwuchs. Jedes laute Wort trieb ihn weiter in den Rückzug. Er hätte Zeit gebraucht, eine Geduld, die ich damals nicht aufbrachte. Was ich punkto Didaktik im Lehrerseminar gelernt hatte, nützte mir hier nichts. Ich kannte mich selbst zu wenig und hatte nur eine geringe Ahnung, was für Einflüsse diesen Jungen, der so anders war als ich, prägten und verhärteten. Hätte ich damals schon Genaueres gewusst über die Geschichte meiner Grossmutter, wäre es mir wohl leichter gefallen, mich ihm wohlwollend zuzuwenden.

Meine Grossmutter, klein und mager, geboren 1895, war für mich in meiner Kindheit eine kaltherzige und unzugängliche Frau, sie lachte fast nie, forderte Gehorsam und Disziplin, sie wollte, dass ich, ihr Enkel, es im Leben zu etwas bringe und genug verdiene. Sie erzählte wenig von sich, und darum nahm ich lange an, so sei eben ein hochfahrender und rechthaberischer Charakter. Erst allmählich, als ich, schon über zwanzig, zu fragen begann, kam an den Tag, was hinter ihr lag. Sie war das sechste Kind einer Tagelöhnerfamilie, ihr Vater, ein Rutengänger, verdiente sein Geld mit Aufspüren von Wasseradern und dem Ausheben von Brunnenschächten. Mit einer Dynamitpatrone verletzte er sich so schwer, dass er invalid blieb; Hilfeleistung von staatlicher Seite gab es damals nicht. Er starb nach zweijähriger Leidenszeit. Die Kinder mussten weggeben werden, sie wurden verdingt. Mit sieben Jahren kam meine Grossmutter zu einem Bauern, der ihre Arbeitskraft mitleidlos ausnützte und sie nach Belieben misshandelte. Sie war die Letzte am Tisch, zu der die fast schon leere Suppenschüssel kam, der Hunger war jahrelang ihr Begleiter. Um fünf stand sie auf, um im Stall mitzuhelfen, nach der Schule ging es weiter mit Arbeiten, die ihre Kräfte eigentlich überstiegen. Aber sie war zäh, sie hielt durch, sie war eine gute Schülerin. Die Sekundarschule zu besuchen, blieb ihr verwehrt, das stand einer aus der ärmsten Schicht nicht zu. Ab sechzehn lebte sie wieder bei der nun ebenfalls kranken Mutter und suchte eine Verdienstmöglichkeit, um sie und die Geschwister zu unterstützen. Sie fand Arbeit in einer

Strickereifabrik; im Morgengrauen ging sie weg, in der Nacht kehrte sie zurück, alles zu Fuss, anderthalb Stunden für einen Weg. Mit neunzehn, nach dem Generalstreik von 1918, den sie missbilligte, heiratete sie einen Schuhmacher, der eine vollwertige Arbeitskraft benötigte, sie erlernte das Schustern, brachte zwei Söhne zu Welt; den älteren, meinen Vater, band sie draussen mit einem Strick an einen Pfosten, damit er nicht davonlaufen konnte. Ihr Mann starb viel zu früh an Knochenkrebs. Während er im Sterben lag und vor Schmerzen manchmal schrie, führte sie den Haushalt und reparierte bis Mitternacht und darüber hinaus Schuhe.

Diese Bilder muten heute in ihrer Drastik an wie eine Reportage aus einem afrikanischen Entwicklungsland. Aber diese Schweiz gab es, ein gespaltenes Land mit einer aufstrebenden Mittelschicht in der Zwischenkriegszeit und seiner dunklen Seite, den Tausenden von Armen, die bittere Not kannten und kaum Zugang zu höherer Bildung hatten. Auch mein Vater konnten in diesen Krisenjahren keinen Beruf erlernen, sondern musste nach der Schule gleich mitverdienen. Mit solchen Bildern vor Augen hätte ich die innere Erstarrung meiner Grossmutter, ihren Erwerbszwang verstehen können, so wie ich, nun mit dem Wissen um ihre Herkunft, nach ihrem Tod verstand, weshalb die Schubladen ihres Nachttischchens im Altersheim vollgestopft waren mit Nahrungsmitteln, mit Schokolade, mit hartem Brot, mit geschrumpften Äpfeln. Es war ihr Notvorrat gewesen, stellvertretend für die Zuneigung, die sie nie bekommen hatte und auch nicht zu geben vermochte.

Eigentlich ahnte ich, was dem schwierigen Zehnjährigen in meiner ersten Schulklasse fehlte; meine Grossmutter stand neben ihm und hatte den gleichen abweisenden und zugleich verlangenden Blick wie er. Wissen wollte ich es nicht; es hätte von mir einen anderen Zugang zu dieser verletzten Kinderseele gefordert. Es war leichter, die Vormundschaftsbehörde zu avisieren, damit sie den Vater ins Gebet nahm, es war leichter, mein didaktisches Rüstzeug am Jungen zu erproben und mich bestätigt zu fühlen, als er endlich ein wenig buchstabieren konnte.

Die gesplattene Schweiz von damals existiert immer noch, weit weniger sichtbar allerdings, getarnter. Die dunkle Seite, die Armut lebt nicht nur fort in Arbeitslosen und Ausgesteuerten, die ihre Situation zu verheimlichen versuchen, sie lebt untergründig fort in den Schicksalen der vielen, die bei uns Schutz, ein anderes Leben suchen. Asylzentren zeugen davon, dass es weltweit unendlich vielen Menschen schlechter geht als uns. Auch deshalb, denke ich, werden sie bekämpft, buchstäblich in den Untergrund verbannt, in Bunker, Zivilschutzräume. Doch auch wenn wir nicht hinschauen mögen, widerspiegeln sie den Zustand der Welt, in der es eine krasse Ungleichheit zwischen reich und arm gibt, einen gewaltigen Sog, der Millionen von Mittellosen auf den Weg zu den Gegenden des Wohlstands treibt. Es ist ein gefahrenvoller Weg, wir wissen es. Die Flüchtlinge nehmen in Kauf, ausgeplündert zu werden, in der Wüste zu verdursten, im Mittelmeer zu ertrinken. Eine Mutter aus Somalia, deren Mann und Eltern getötet wurden, hörte ich kürzlich sagen: „Wenn ich und meine Kinder im Land bleiben, werden wir krepieren, wenn wir übers Meer flüchten vielleicht auch, doch da ist die Chance grösser zu überleben. Was soll ich also tun?“ Ihre Antwort ist klar.

Und unsere? Was geht uns das an?, können wir sagen; die Ablehnung schlägt immer häufiger um in Gleichgültigkeit, in Zynismus. Lasst sie doch ertrinken, habe ich in Blogs schon gelesen, die haben das selbst gewählt. Je weiter weg und je massenhafter das Elend, desto geringer die Empathie, desto löchriger die Anteilnahme und desto massiver unsere Überforderung, die Angst, den eigenen Wohlstand zu gefährden. Jeden Tag die Fernsehbilder von zusammengedrängten Menschen auf sinkenden Schiffen, von weinenden Babys in den Armen ihrer sterbenskranken Mütter – das stumpft ab und schwächt, anders als in Tomasellos Versuchen mit Kleinkindern, den Willen zum Teilen. Was können wir denn tun, als Einzelne, als Kollektiv, als kleines Land? Das frage auch ich mich.

Ich versuche eine Antwort: Wir können uns nicht allen hilfsbereit zuwenden, aber möglicherweise Einzelnen, Familien, Kleingruppen. Es ist denkbar, im Kleinen irgendwo Anteil zu nehmen, dort unser Einfühlungsvermögen einzusetzen, so gut es geht. Auch das ist schwierig und klippenreich, von Widersprüchen angefochten. Ich habe es mehrfach erlebt. Darum hier die zweite Geschichte, die ich erzählen möchte.

Vor ein paar Jahren wurde ich von einem Hilfswerk gefragt, ob ich mich nicht eines sechzehnjährigen Angolaners annehmen könnte, als Mentor sozusagen, ein Stück weit als Vaterersatz. Der Junge sei Kindersoldat gewesen, allein geflüchtet, allein in der Schweiz gestrandet, hoch intelligent. Ich sagte zu. Nennen wir ihn Lopes. Als ich ihn zum ersten Mal traf, wirkte er abweisend auf mich, ich staunte allerdings, wie gut er in kurzer Zeit Deutsch gelernt hatte. Mit der Zeit taute er auf, ich erfuhr, dass sein Vater ein regionaler Chef der Rebellenarmee gewesen und von den Regierungstruppen ermordet worden sei. Die Mutter sei mit acht Kindern geflüchtet, ihn, als den Ältesten, habe man festgehalten und in ein Gefangenenlager gebracht, er habe lernen müssen, mit Gewehren umzugehen, Offiziere hätten ihn gezwungen, auf Angehörige des eigenen Clans zu schießen. Er sei weggelaufen und habe sich nach Europa durchgeschlagen. Mit fünfzehn meldete er sich in einem Schweizer Aufnahmezentrum nahe an der Grenze. Die Befrager glaubte seine Geschichte nicht und lehnten sein Asylgesuch ab. Nun lief das Rekursverfahren, er durfte ohnehin bleiben, bis er älter war als achtzehn.

Lopes, der von Mal zu Mal gesprächiger wurde, hatte den starken Willen, sich möglichst rasch zu integrieren und sich in der berufsvorbereitenden multikulturellen Klasse, die er in Bern besuchte, zu bewähren. Sein Plan war, eine Lehre zu machen und möglichst viel von seinem Lohn der Mutter in Angola zu schicken. Er wohnte in einem heruntergekommenen Zimmer mit drei anderen Asylsuchenden. Der Weg zur Bahnstation, von der aus er zur Schule fuhr, war lang (da dachte ich mehrmals an meine Grossmutter). Ich besorgte ihm ein Occasionsvelo. Ständig hatte er ein Carnet bei sich, in dem die deutschen Wörter standen, die er lernen wollte. Wir luden ihn bei uns zum Essen ein, er rührte es kaum an, aus Schüchternheit oder weil es ihm nicht schmeckte. Er staunte über die vier Zimmer, die uns zur Verfügung standen, hier würden, sagte er, in Angola mindestens ein Dutzend Leute hausen. Ob wir nicht einsam seien? Die Integrationsklasse schloss er mit guten Noten ab, er suchte beharrlich nach einer Arbeitsmöglichkeit. Überall Absagen. Ich kannte einen Malermeister in der Nähe, fragte ihn, ob er Lopes nicht als Praktikanten anstellen würde. Der

Mann runzelte die Stirn: „Einen Schwarzen?“ Doch dann willigte er ein. Und nach kurzer Zeit schon war er begeistert von Lopes und wollte ihm eine offizielle Lehre ermöglichen. Lopes lerne schnell, sei beliebt bei Kunden und Mitarbeitern. Die Geschichte mit Lopes schien ein Happy Ende zu bekommen, es fehlte bloss noch die Bewilligung seines Asylgesuchs in zweiter Instanz. Er wurde von der Kommission vorgeladen, ausgefragt, zeigte sich danach ungewöhnlich bedrückt. Die Ablehnung hatte er offenbar erwartet; nach fast fünf Jahren in der Schweiz musste er das Land verlassen. Wir trafen uns ein letztes Mal, zum Abschied, in einem Tea-Room. Zu meiner Bestürzung fing er an zu weinen, und dann gestand er, völlig überraschend, dass seine Geschichte tatsächlich in vielen Teilen erfunden war, und dass er froh sei, dass jetzt die Wahrheit ans Licht gekommen sei. Er könne mit einem Gewehr gar nicht umgehen, das hätten die Befrager herausgefunden. Wahr sei, dass die Regierungstruppen seinen Vater, einen Rebellenführer, umgebracht hätten und die Familie deswegen in grösste Not geraten sei. Die Mutter und Verwandte hätten ihn dazu gedrängt, als Ältester in Europa Arbeit zu suchen, von dort aus die Familie zu unterstützen. Die Mutter und ihre Schwestern hätten ihren Schmuck verkauft, um vom Erlös einen Schlepper zu bezahlen. Und der habe ihm die Geschichte beigebracht, die er erzählen müsse, um Asyl zu bekommen. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Lopes hatte mich über zwei Jahre hinweg angelogen. Wie hatte ich bloss so naiv sein können, seiner herzzereissenden Story Glauben zu schenken? Der Abschied war förmlich. Aber auch, als er weg war, ging er mir nicht aus dem Kopf. Wie hätte ich mich an seiner Stelle verhalten? Hätte ich nicht auch alles daran gesetzt, der Familie beizustehen? Hätte ich nicht auch einen asylwürdigen Lebenslauf erschwindelt? Ich musste mir eingestehen: Vielleicht. Das änderte aber nichts daran, dass nach dem Wortlaut der Gesetze Lopes' Wegweisung berechtigt war. Wobei sogar sein Chef, der Malermeister, nach einem ersten Wutanfall Verständnis für die Lage des minderjährigen Angolaners bekundete. Wenn einem ein Schicksal in die Nähe kommt, wirkt es in allen seinen Widersprüchen völlig anders, als ein anonymes, das in der Masse anderer verschwindet. Drei Wochen nach seiner Abreise telefonierte mir Lopes. Seine Stimme klang brüchig, mir schien, er habe schon einen Teil seiner Deutschkenntnisse vergessen. Er war jetzt bei seiner Mutter und einem Teil der Geschwister. Ob ich ihm nicht ein wenig Geld schicken könnte? Er würde versuchen, damit einen kleinen Malerbetrieb aufzubauen. Ich zögerte, sagte dann nein, denn ich hatte mit andern Versuchen privater Hilfe schlechte Erfahrungen gemacht.

Wie hätten Sie reagiert? Wie weit wären Ihre Empathie, Ihr guter Wille gegangen? Sind Sie der Meinung, einer wie Lopes, noch nicht zwanzig, fleissig und gutwillig, hätte bei uns bleiben können? Bleiben sollen? Ich beneide die Leute nicht, die solche Entscheidungen treffen müssen.

Es wäre zu leicht und zu billig, von Ihnen, den jungen Lehrern und Lehrerinnen, in allen Lagen genügend Einfühlungsvermögen zu erwarten. Viele von Ihnen werden vor Klassen mit Kindern unterschiedlicher Hautfarbe stehen. Manchmal wird es Ihnen gelingen, genügend Empathie aufzubringen, um schwierige Kinder mit oder ohne Migrationshintergrund bei ihren individuellen Voraussetzungen abzuholen, manchmal werden Sie scheitern. Aber versuchen Sie es zumindest, das ist mein Wunsch an Sie. Verschanzen Sie sich nicht bloss

hinter Regeln und Grundsätzen, obwohl sie nötig sind. Versuchen Sie, sich vorzustellen, woher ein Kind aus Syrien, aus Eritrea kommt, was es mitbringt an Erfahrungen. Versetzen Sie sich in die Lage eines Kindes, das seinen Vater tot gesehen hat, aus Trümmern floh, Gras essen musste, verzweifelte Geschwister tröstete. Die Literatur kann Ihnen helfen, Ihr Vorstellungsvermögen zu schärfen, z. B. das Buch mit dem Titel „Weit gegangen“ von Dave Eggers. Darin beschreibt der Autor, dokumentarisch genau, die tausend Kilometer lange Flucht zu Fuss von Hunderten von verwaisten und verjagten, oft völlig nackten sudanesischen Kindern nach Äthiopien.

Was geht uns das an?, können Sie fragen. Das ist doch bloss moralisiert. Wir leben hier und nicht anderswo. Gewiss. Aber vergessen Sie Michael Tomasello nicht: Empathie macht uns zu Menschen. Sollen wir sie denn zukleistern lassen von Fernsehbildern, die uns Tag für Tag überfordern, von Parolen, die uns aufhetzen wollen gegen Fremde und Fremdes? Empathie ist nicht einfach folgenloses Mitleid, sie bringt uns dazu, unser Handeln, unsere Handlungsmöglichkeiten zu überdenken.

Nein, wir können die Welt nicht retten, aber punktuell, in kleinen Kreisen können wir die Gleichgültigkeit, die hierzulande um sich greift, auch unsere eigene, durchbrechen. Wir können hinschauen, statt uns abzuwenden, wir können wahrnehmen, was wirklich ist. Und das ist schon viel.

Ich wünsche Ihnen einen guten Start in Ihrem Beruf – und viele erfreuliche Erfahrungen.